

Ibsen

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **1 (1907)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf unser Staatsleben überhaupt. Wir müssen alles aufbieten, diesen keimenden Gegensatz beizeiten aus der Welt zu schaffen, und dafür ist der vermehrte Kontakt zwischen Deutsch und Welsch, zwischen Bürger und Soldat, das einzige Mittel.

Wir stehen heute vor der Volksabstimmung über die neue Militärorganisation und sehen, bei allem Vertrauen in die Einsicht unseres Volkes, nicht ohne einiges Bangen dem Entscheid entgegen. Um so lebhafter aber tritt uns in diesen Zeiten vor Augen, was alles hätte getan werden können zur Mehrung guteidgenössischen Sinnes und militärischen Verständnisses im Volke; und wie auch der Entscheid ausfallen möge: wir nehmen uns wohl vor, der engeren Fühlung, dem besseren Sichverstehen, dem festeren Zusammenschliessen unter den Ständen schweizerischer Eidgenossenschaft die Armee nach Kräften dienstbar zu machen, zu ihrem eigenen Frommen und zum Frommen unseres gesamten nationalen Lebens.

EMIL SONDEREGGER.



IBSEN.

I.

Der Mensch Ibsen möchte auf den folgenden Seiten nach einigen Hauptzügen hin zum Bewusstsein gebracht werden. Hinter den Werken reckt sich sichtbar eine mächtige Persönlichkeit in die Höhe; aber die Form des dichterischen Schaffens, das streng gebaute, stofflich gebundene Drama, das streng subjektivem Abschweifen und direkter Aussprache naturgemäss wenig oder keinen Spielraum gestattet, lässt sie in voller Deutlichkeit sich nicht abzeichnen. Der Wunsch erwacht, sie näher gerückt zu sehen, sie direkt sprechen zu hören, einen unmittelbaren Eindruck von ihr zu empfangen. Die Sammlung der Briefe Henrik Ibsens in Verbindung mit dem, was einzelne seiner Gedichte und ein Dutzend seiner Reden uns enthüllen, kommt diesem Wunsch in hohem Masse entgegen. Von dem Ibsen dieser Selbstzeugnisse sei allein hier die Rede.

In Skien wurde Henrik Ibsen am 20. März 1828 geboren. In einem Briefe schreibt er: „Mein Vater steckte als Kaufmann in einer vielgestaltigen und weitläufigen Tätigkeit und liebte in

seinem Haus eine weitherzige Gastlichkeit. 1836 musste er die Zahlungen einstellen, und wir behielten nichts als einen Landsitz in der Nähe der Stadt. Dahin zogen wir, und so kamen wir ausser Zusammenhang mit den Kreisen, denen wir bis dahin angehört hatten. In „Peer Gynt“ habe ich die Verhältnisse und Erinnerungen meiner eigenen Kindheit als eine Art Modell für die Schilderung des Lebens im ‚Hause des reichen Jon Gynt‘ benützt.“ An einer andern Stelle bemerkt er, dass zu Aase, der Mutter Peer Gynts „mit den nötigen Übertreibungen“ seine Mutter Modell gestanden habe. Ebenso, fügt er bei, zu Inga in den Kronprätendenten. Aase und Inga sind rührende Abbilder treuer, selbstloser, aufopferungsfähiger Mutterliebe. Schon früh hat sich Ibsen geistig vom Elternhaus losgelöst; namentlich in religiöser Hinsicht fühlte er sich innerlich geschieden von den Anschauungen der Seinen. Bereits als Fünfzehnjähriger musste er hinaus unter fremde Leute, um sein Brot sich zu verdienen. Der Apothekerlehrling in Grimstad schrieb in den Revolutionsjahren 1848/49 sein erstes Drama, einen „Catilina“. Die Stimmung, aus der heraus er entstand, zeichnet er selbst scharf: „er wurde geschrieben in einer kleinen Spiessbürgerstadt, wo mir die Möglichkeit nicht gegeben war, dem, was da alles in mir gärte, Luft zu machen, es sei denn durch tolle Streiche und allerlei Unfug, was mir den Unwillen der achtbaren Bürger zuzog, die sich nicht in die Welt hinein versetzen konnten, womit ich in Einsamkeit mich trug.“ Vergessen wir auch nicht: ein durch das väterliche Finanzunglück aus den Kreisen der Besitzenden, der städtischen Aristokratie in die untern sozialen Schichten der um kärglichen Lebensunterhalt sich Mühenden rücksichtslos Hinabgestossener ist der Verfasser des „Catilina“.

Der Apothekerlehrling mit dem Drang nach akademischem Studium wurde dann ein Theatermann: erst in Bergen, dann in Christiania amtete er als Dramaturg bei dünnem materiellen, aber unvergleichlich wertvollem geistigen Gewinn. Man hatte also den jungen dramatischen Dichter in seiner Heimat doch nicht völlig übersehen. Aber unerträglich eng erschienen ihm je länger desto mehr die norwegischen Verhältnisse. Der Zwanzigjährige hat einmal seiner Schwester Hedwig gegenüber, die ihm innerlich am nächsten stand, geäußert: sein Plan sei, das Allerhöchste und Allervollkommenste zu erreichen, was ein Mensch erreichen kann

in Grösse und Klarheit. Das Ziel war hoch, lag vorläufig noch in weiter Ferne; aber verzagt ist Ibsen deshalb nicht. Er hat in ökonomisch sehr kritischen Zeiten seinen Ehebund mit Susanna Thoresen, der Tochter des Bergener Stiftsprobstes, geschlossen. Die Wahl war gut. „Erst nachdem ich mich verheiratet hatte, bekam mein Leben einen schwerer wiegenden Inhalt.“ Ibsen sah sich von seiner Frau verstanden. Kaum Ehemann, schrieb er — die „Komödie der Liebe“: „Das Buch gab in Norwegen Veranlassung zu vielem Gerede; man zog meine persönlichen Verhältnisse in die Diskussion hinein, und ich hatte in der öffentlichen Meinung sehr verloren. Die einzige, die damals das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt: gross ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Hass gegen alle kleintlichen Rücksichten.“ Und der Schwester Hedwig schreibt er einmal kurz, aber vielsagend: „Meine Frau solltest Du nur kennen; sie passt ganz zu mir.“ Die feinste Huldigung brachte Ibsen der Gattin dar in dem Gedicht „Dank“. Da heisst es u. a.:

Ihr Heim an dem Meere
Der Freiheit liegt,
Auf dem meine Fähre
Sich spiegelt und wiegt.

Ihr Höchstes ist, walten
Der Glut meiner Brust; —
Was stark mich erhalten,
Hat niemand gewusst.

Und weil ihre Treue
Stets still sich beschied,
So grüss' und erfreue
Zum Dank sie dies Lied.

Das Jahr 1864 brachte Ibsen die Erlösung von Norwegen. Die Fahrt ging südwärts, nach Rom. Staatliche Stipendien und die Hilfe von Freunden ermöglichten ein einfaches Auskommen.

Björnson hat sich Ibsen in jenen Jahren als treuer und, was ihm Ibsen besonders hoch anrechnete, als taktvoller Freund bewiesen. Er schied von seiner Heimat ohne alles Sentiment. „Weisst Du,“ schreibt er 1867 aus Rom an Björnson, „dass ich mich fürs ganze Leben von meinen eigenen Eltern, von meiner ganzen Familie fortgemacht habe, weil ich nicht in dem Zustand

eines halben Verständnisses verharren wollte.“ Fürs ganze Leben: Ibsen hat weder seinen Vater noch seine Mutter je wieder gesehen und auch Skien nicht wieder betreten. Der — inzwischen verheirateten — Schwester Hedwig schreibt er im Herbst 1869 nach monatelanger Antwortverzögerung: „Es steht so vieles zwischen uns, zwischen mir und der Heimat. Dies musst du einsehen und nicht glauben, dass ich in den langen Jahren aus Gleichgiltigkeit geschwiegen habe. — — Mein Blick ist in mein Inneres gewandt: da habe ich meinen Kampfplatz, wo ich bald siege, bald Niederlagen erleide . . . Mache keinen Versuch mit einem Bekehrungswerk. Ich will wahr sein; was kommen soll, das kommt schon.“ Dann heisst es unmittelbar weiter: „Unsere liebe alte Mutter ist also tot. Habe Dank, dass Du so liebevoll die Pflicht auf Dich genommen hast für uns andere. Du bist sicherlich die Beste! Ich streife viel in der Welt umher. Grüsse Vater innig von mir. Und was meine Person betrifft, so erkläre ihm das, was dir so gut verständlich ist, ihm ist es das vielleicht nicht.“ Der Vater ist erst 1877 gestorben. „Aus ausländischen Zeitungen — so schreibt Ibsen an einen Oheim von München aus — und auch durch einen Brief Hedwigs erfahre ich, dass mein alter Vater heimgegangen ist, und ich fühle das Bedürfnis, meinen herzlichsten Dank allen Familienmitgliedern auszusprechen, die liebevoll dazu beigetragen haben, ihm so viele Jahre seines Lebens zu erleichtern, und die dadurch in meinem Namen oder an meiner Statt auf sich genommen haben, wozu ich mich bis in die jüngste Vergangenheit hinein ausser Stande gesehen hätte. Von meinem vierzehnten Jahr an war ich darauf angewiesen, für mich selber zu sorgen. Ich habe hart kämpfen müssen, oft und lange, um mir Bahn zu brechen und das Ziel zu erreichen, an dem ich jetzt stehe. Wenn ich in all diesen Jahren des Kampfes so äusserst selten nach Hause geschrieben habe, so war der wesentliche Grund der, dass ich meinen Eltern keine Hilfe und Stütze zu sein vermochte. Es schien mir zwecklos zu schreiben, wo ich nicht faktisch und praktisch handeln konnte.“ . . . „Während meines letzten Besuches in Norwegen habe ich starke Lust verspürt, Skien und namentlich meine Familie zu besuchen. Aber ich verspürte auch starken Widerwillen, in nähere Berührung mit gewissen dort herrschenden Geistesrichtungen zu kommen, mit denen ich mich durchaus nicht

verwandt fühle.“ Er spricht dann von der Möglichkeit einer in absehbarer Zukunft liegenden Rückkehr nach Norwegen und Ansiedlung in Christiania: „Obschon ich fürchte, dass ich auf die Dauer in Norwegen nicht werde gedeihen oder arbeiten können, die Verhältnisse, unter denen ich hier lebe, sind weit günstiger. Es sind die Verhältnisse der grossen Welt mit Geistesfreiheit und weitem Überblick der Dinge.“ „Das ist das Verdammt an den kleinen Verhältnissen, dass sie die Seelen klein machen“ — heisst es in einem Brief im Hinblick auf die Heimat und das Leben daselbst. Wohl den tiefsten Einblick in die Stimmung, die den Norwegen Entronnenen erfüllte, gibt ein Brief an die Schwiegermutter Magdalena Thoresen, eine vielgelesene Romanschriftstellerin, von Ende 1865. Die Hauptstellen lauten:

„Das war für mich das Entscheidende und Bedeutungsvolle, dass ich hinreichend Distanz gewann zu unseren eigenen Verhältnissen, um die Hohlheit hinter diesen selbstgeschaffenen Lügen unseres sogenannten öffentlichen Lebens und die Jämmerlichkeit dieser ganzen persönlichen Phrasendrescherei zu sehen, der es an Worten nie fehlt, wenn es gilt, über eine „grosse Sache“ zu schwadronieren, die aber nie den Willen, die Kraft oder das Pflichtgefühl für eine grosse Tat hat. Wie oft hört man nicht in Norwegen die guten Leute mit tiefster Selbstgenügsamkeit von der norwegischen Besonnenheit reden, womit im Grunde nichts anderes bezeichnet wird als jene laue Mitteltemperatur des Blutes, die es einer honetten Seele unmöglich macht, eine Dummheit grossen Stils zu begehen...“ „Hier in Italien bin ich vor nichts bange; daheim war ich bange, wenn ich im Knäuel der Herde stand und das Gefühl hatte von ihrem hässlichen Lächeln hinter meinem Rücken.“ „Ich musste heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden. Da bei uns konnte ich nie ein zusammenhängendes Innenleben führen, so war ich ein anderer in meiner Produktion, ein anderer in der äussern Welt; — aber so ward auch die Produktion nichts Ganzes. Ich weiss ja wohl, dass ich auch jetzt nur auf einem Durchgangspunkt stehe, aber ich fühle doch festen Boden unter meinen Füssen.“

Ibsen hat in jenen ersten Rom-Jahren zwei mächtige Dichtungen geschrieben: den grandiosen „Brand“ und die genialbarocke Nationalsatire „Peer Gynt“. Als Ibsen am „Brand“ schrieb, erwog er, auf

Antreiben Björnsons, nach dem Scheitern des ersten Gesuchs eine nochmalige Bewerbung um die lebenslängliche Dichtergage beim Storthing. Wohl wusste er, dass das Erscheinen dieser Dichtung, die gegen so vieles losschlug, was in der Heimat durch Glaube und Tradition sakrosankt war, seine Chancen unter Umständen sehr ungünstig gestalten würde: „aber — so schreibt er an Björnson — Gott straf' mich, wenn ich aus diesem Grunde auch nur eine Zeile streichen möchte oder könnte, wie sie ihnen (den Storthingsmännern) auch schmecken möge, diesen Seelen in Taschenformat! Lieber mein Lebtage ein Bettler bleiben! Kann ich nicht ich selbst sein in dem, was ich schreibe, so ist das Ganze Lüge und Humbug, und davon hat unser Land genug und braucht nicht Extragagen zu zahlen, um mehr zu kriegen. Den Versuch werde ich indessen machen.“

Zur Ehre des Storthings ist der Versuch dann doch gelungen. Bald darauf fand Ibsen in dem ersten nordischen Verleger Frederik Hegel in Kopenhagen nicht nur den Verleger aller seiner dichterischen Arbeiten, sondern zugleich einen sichern Freund, der unter anderm auch mit seinem Rat in finanziellen Dingen dem Dichter wertvolle Dienste leistete.

Bei all seinem Widerwillen, in die Heimat zurückzukehren — nach dem Erscheinen des „Peer Gynt“, 1867, schreibt er einmal: „kehrte ich jetzt zurück, so würde eins von Beiden geschehen: entweder hätte ich binnen eines Monats alle Menschen daheim zu Feinden gemacht, oder ich würde unter allerhand Verkleidungen wieder einschlüpfen und mir selbst wie andern eine Lüge sein — bei all seinem Widerwillen gegen die Heimat hat er die Verhältnisse in der Heimat stets aufs eifrigste verfolgt. Er war zeitlebens ein sehr genauer Zeitungsleser. Was ihm bei seinen Norwegern am meisten fehlte, war der heroische Zug, ein einigendes grosses Ziel. In dem schon früher zitierten Brief an Magdalene Thoresen vom Dezember 1865 liest man: „Es kommt mir oft ganz trostlos vor, in einer Zeit wie der gegenwärtigen zu arbeiten. Wenn das geistige Leben des Volkes nicht eine unendliche Zukunft vor sich hat, so ist's im Grunde ganz gleichgültig, ob die Frist auf ein Jahr oder auf hundert Jahre lautet. Und so sehe ich die Sache für Schwedens und Norwegens Teil an. Wir haben den Willen nicht, das Opfer zu bringen, wenn die Zeit kommt; wir

haben nichts, um das wir uns sammeln könnten; keine grosse Trauer wie Dänemark*). Denn unserm Volke geht die seelische Erhebung ab, die man braucht, um trauern zu können. Des Staates Untergang würde unsern Völkern als das Schlimmste erscheinen; aber eines Staates Untergang kann nicht Gegenstand der Trauer sein, und die Bedeutung vom Untergang der Nation fühlen sie nicht. Darum wird auch Dänemark als Nation nicht zu Grunde gehen; denn so lange ein Volk trauern kann, so lange lebt es auch.“

Dieser Gedanke, dass die Nation wertvoller ist als der Staat, kehrt mehrfach in Ibsens Briefen wieder. Der Staat an sich ist ihm recht gleichgiltig, wenn nicht geradezu verhasst. Ein Staatsverband kann vernichtet werden, eine Nation nicht. Was Ibsen im Grunde einzig wichtig ist, das ist die ungehemmte freiheitliche Bewegung des Individuums. Ein Brief an den bekannten dänischen Literaturhistoriker und Schriftsteller Georg Brandes vom Februar 1871 ist besonders aufschlussreich: „Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit als gleichbedeutend mit politischer Freiheit anzusehen. Was Sie Freiheit nennen, nenne ich Freiheiten; und was ich den Kampf für die Freiheit nenne, ist doch nichts anderes als die ständige lebendige Aneignung der Freiheitsideen. Wer die Freiheit anders besitzt denn als das zu Erstrebende, der besitzt sie tot und geistlos, denn der Freiheitsbegriff hat ja doch die Eigenschaft, sich während der Aneignung stetig zu erweitern, und wenn deshalb einer während des Kampfes stehen bleibt und sagt: jetzt habe ich sie! — so zeigt er eben dadurch, dass er sie verloren hat. Aber gerade diese tote Art, einen gewissen festgelegten Freiheitsstandpunkt zu haben, ist etwas für die Staatsverbände Charakteristisches; und eben das habe ich gemeint, als ich sagte, es sei nichts Gutes. Ja, allerdings kann es etwas Gutes sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit usw. zu besitzen, aber für wen ist das gut? Für den Bürger, nicht für das Individuum. Es liegt aber für das Individuum absolut keine Vernunftnotwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums . . . Der Staat muss weg! Bei der Revolution tue ich auch mit! Untergrabt den Staatsbegriff, stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein Bündnis einzig Entscheidende auf —

*) Gedacht ist natürlich an den Krieg von 1864.

das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist . . . / Ja, lieber Freund, es gilt bloss, sich von der Ehrwürdigkeit des Besitzes nicht schrecken zu lassen. Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit und wird seine Gipfel in der Zeit haben. Es werden grössere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. Wie vielem gegenüber haben wir im Grunde die Pflicht, es zu konservieren? Was bürgt mir dafür, dass zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?“

Um so bitterer war dann freilich für Ibsen das Erlebnis der Kommune in Paris. „Ist es nicht — schreibt er im Mai 1871 an Brandes — ist es nicht niederträchtig von der „Kommune“ in Paris, dass sie hingegangen ist und mir meine treffliche Staatstheorie oder besser Nichtstaatstheorie verdorben hat? Jetzt ist die Idee auf lange Zeit zerstört, und ich kann sie anständigerweise nicht einmal in Versen vorbringen. Aber es steckt ein gesunder Kern in ihr, das sehe ich ganz klar, und einmal wird sie schon ohne Karikatur verwirklicht werden.“

Von der scharfen stolzen Betonung des Königsrechtes des Individuums aus will auch die folgende Stelle, wiederum in einem Briefe an Brandes, verstanden sein: „Was ich Ihnen vor allem wünschen möchte, ist ein richtiger Vollblutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht-existierend zu betrachten. Halten Sie dies nicht für das Zeichen einer gewissen Brutalität in meiner Natur! Sie können ja doch Ihren Zeitgenossen auf keine bessere Weise nützen als durch Ausmünzung des Metalls, das Sie in sich tragen. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt; ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen — und hätte man den Mut, es ganz und gar ausser Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet. Überhaupt gibt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger grosser Schiffbruch erscheint, — es gilt, sich selbst zu retten!“

H. TROG.

